



Katharina Ratzlaff Epp (1902-1984): Eine Frau, die diente und segnete

Gerhard Ratzlaff

Ein Bericht über Katharina Epp in *Der Bote*,¹ geschrieben von Ruth Unrau 1986 zunächst in Englisch, dann übersetzt ins Deutsche, trägt die Überschrift: „*Starke Frau im Chaco: Katharina Ratzlaff Epp 1902-1984*“. So habe ich meine liebe Tante Tina in Erinnerung. Nicht nur stark war sie, sie war geschickt, immer heiter, sympathisch und als Kinder hörten wir gerne ihre Geschichten aus längst vergangenen Zeiten in Russland und aus den schweren und abenteuerreichen Ansiedlungsjahren. Ihre Geschicktheit im „Trachtmoake“, („Zurechtmachen“ d.h. die Arbeit einer Physiotherapeutin) im Einrenken und Massieren verrenkter Glieder, werden ihr nur wenig Leute nachmachen. Darin genoss sie große Bewunderung. Dessen war auch sie sich bewusst.

Als ich mich nun anschickte, über meine Tante zu schreiben und in ihren Tagebüchern und Erinnerungen las, war ich zunächst verblüfft, viel über Zweifel, innere Kämpfe, Spannungen und ungelöste Fragen in ihrem Leben zu lesen. Sie selbst wusste sich oft stark, aber sie hatte auch Momente, in denen sie sich ganz schwach, und wie sie sich mehrfach ausdrückt, „unnormal“ fühlte und zweifelte, ob sie den Sinn ihres Lebens erkannt und erfüllt habe. Dieser tiefere Einblick in das Leben meiner Tante hat mich zunächst ein wenig verblüfft und schockiert,

¹ 4. November 1987, Nr. 41, S. 10.

dann aber fasziniert und bereichert. Die Geschichte meiner Tante ist teilweise auch die Geschichte meines Vaters und damit auch meine Geschichte. Tante Tina bleibt in meinen Erinnerungen die starke Frau, die andererseits aber auch ganz Mensch war und manche Schwächen hatte und zu diesen stand. In ihrem ganzen Leben sticht die Dienstbereitschaft, vor allem in den schweren Pionierjahren im Chaco Paraguays besonders stark heraus. Sie diente und segnete, das ist, was sie charakterisierte. Ihr Leben und ihren Dienst an Mitmenschen möchte ich versuchen, hier kurz nachzuvollziehen.

Kindheit und Jugend

Katharina Ratzlaff Epp wurde am 16. August 1902 im Dorfe Steinfeld in Sagra-dowka, Südrussland, geboren. Ihre Eltern waren Abram und Katharina Ratzlaff, geb. Fast. Sagra-dowka war eine große, fortschrittliche Tochterkolonie, 1871 von Landlosen aus der Molotschna gegründet, die schon ab 1897 eigene Tochterkolonien für die Landlosen in der Kolonie gründete. Ihre Eltern gehörten im Jahr 1904 zu den Mitbegründern der Pachtkolonie Trubotskoje etwa 85 km von Slawgorod entfernt auf dem Wege nach Berislaw. Im Jahre 1909, als Katharina sieben Jahre alt war, siedelten ihre Eltern nach Sibirien in die Kulundische Steppe über, wo eine große mennonitische Siedlung entstand (zuerst Bernauler, später Slawgoroder Ansiedlung genannt). Hier erlebte sie ihre Kindheits- und Jugendjahre.

Katharina war ein gesundes, starkes, keckes und begabtes Kind. Als sie noch nicht in der Schule war und ihre ältere Schwester die Hausaufgaben für die Schule machte, saß sie oft daneben und hatte die Aufgaben eher begriffen bzw. auswendig gelernt als ihre Schwester. Wenn im Gottesdienst am Sonntag ein neues Lied zum Singen vorgesagt wurde, konnte sie gelegentlich am Mittagstisch die Verse des Liedes auswendig wiedergeben. Dadurch gewann sie allgemeine Bewunderung. Doch zu ihrem großen Leidwesen konnte sie nur vier Jahre die Dorfschule besuchen. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges trug mit dazu bei. Die jungen Lehrer mussten fort in den Krieg. Der neue, ein „alter, mürrischer Lehrer“, hatte dem begabten Mädchen nichts zu bieten, so hieß es. Außerdem war ihre Hilfe als starkes Mädchen in Haus und Hof geschätzt und gefragt. In ihren Erinnerungen schreibt Katharina, dass sie ab sieben Jahren voll zur Arbeit in Haus und Hof herangezogen wurde: „[Ich] musste Ziegeln tragen,

Holz auflesen, Geschirr waschen, Wasser fahren, reiten beim Jäten. Es war immer Arbeit für mich“.¹

Mit zehn Jahren bekehrte sie sich. Sie schreibt: „Bewusst entschloss ich mich für den Heiland mit zehn Jahren, nach einer Evangelisationspredigt nach Apostelgeschichte 16, 31: ‚Glaube an den Herrn Jesus Christus...‘“. Im Rückblick zweifelte sie gelegentlich daran, ob „es eine wirkliche Bekehrung“ gewesen sei. Dann tröstete sie sich mit Psalm 23 und der Tatsache, dass ihre Entscheidung ein kindliches „Jasagen zum Heiland“ war. „Mit aller Kraft habe *ich mich* am Heiland gehalten, wollte Ihm nachfolgen, Ihm dienen, für Ihn leben und sterben. Habe mich an Seine Verheißungen geklammert! Bin am Sterben gewesen, dann betete ich um ein Leuchten, nur um einen hellen Lichtstrahl! Die Bitte um eine Begegnung mit Ihm war mir zu groß, ich nicht würdig dazu!“ So schrieb Katharina in ihren Erinnerungen am 31. August 1963, in Gartental, Uruguay.

Mit 14 Jahren wurde sie in der Mennoniten-Brüdergemeinde, in der ihr Vater Prediger war, getauft. Dieser für sie entscheidende Schritt brachte für sie viele innere Konflikte und Kämpfe.

Ihr Vater starb, als sie 18 Jahre war (1920). Ihre Kräfte waren nun in der Landwirtschaft gefragt. Sie stand ihren „Mann“. Das haben ihre Geschwister bezeugt.

1922 erkrankten Katharina, ihre Mutter, ihr Bruder Bernhard und ihr Schwager Heinrich Kasdorf an Typhus – unter vielen anderen im Dorf. Katharina und ihren Schwager hatte die Krankheit besonders schwer gepackt und man befürchtete, dass sie sterben könnten. In diesen schweren Tagen war gerade eine Krankenschwester, Agathe Berg aus der Molotschna, bei den Mennoniten in Sibirien zu Besuch. Sie pflegte die Kranken mit Liebe und aufopfernder Hingabe, bis sie gesund waren. Katharina war beeindruckt. „Jene Schwester hat es mir angetan. Schwester werden [wollte ich] und so Kranke und Sterbende pflegen! Was könnte schöner sein?“, schreibt Katharina in ihren Erinnerungen. Sie wollte den Menschen dienen und sie segnen, wie sie es von Schwester Agathe Berg erfahren hatte. Daher war es ihr Wunsch, in die Molotschna zu fahren und als Krankenschwester zu lernen. „Mutter weinte sehr“, schreibt Katharina, als sie ihren Wunsch zum Ausdruck brachte. So entschloss sie sich, erst noch ein Jahr zu bleiben, um in Haus, Hof und Garten zu helfen.

¹ Eintragung vom 26. September 1965.

Katharina als „Trachtmoakaschi“

Ende 1922 begab sie sich dann in die Ukraine, aber auf Wunsch ihrer Mutter nicht in die Molotschna, sondern nach Steinfeld, Sagraadowka, ihrem Heimatort. Dort würde sie bei einer Frau Wiens, „die weder lesen noch schreiben konnte“, „Trachtmoake“ („Zurechtmachen“) lernen. Als Gegenleistung musste sie bei Frau Wiens acht Stunden am Tag arbeiten, meist Näharbeiten verrichten – vier Stunden vormittags und vier nachmittags. Schlafen und essen durfte sie bei ihren Großeltern, die auf dem anderen Ende des Dorfes wohnten. Doch auch dafür musste sie im Haushalt helfen. Viermal am Tag musste sie die Strecke von einem Kilometer zu Frau Wiens laufen und wieder einen Kilometer zurück. Dabei hat sie viel geweint wegen der vielen inneren Wertekonflikte, denen sie bei dieser Frau ausgesetzt war, schreibt Katharina später. Ein Jahr hat Katharina diese Lehre gemacht. Viel hatte sie gelernt, schreibt sie und fügt sarkastisch hinzu: „Nicht wie es muss – wie es nicht muss“! Sie fürchtete, ihr Wunsch Krankenschwester zu werden und Menschen zu dienen würde sich nun nicht erfüllen. Sie hatte wenig Lust, das Gelernte als Beruf in ihrem Heimatdorf auszuüben.

Übergroß war die Freude der Mutter, als ihre Tochter wieder daheim in Alexanderkrone, Slawgorod, war. Nun erwartete die Familie und ganz besonders die Mutter, dass sie ihren erlernten Beruf ausüben würde. Katharina wehrte sich mit dem Argument, dass sie nichts Gutes erlernt habe. Doch dann kam alles anders als gedacht. Katharina schreibt: „Jetzt kommt die Zeit, wo ich am klügsten in meinem Leben war! ... Ich war bald der Wundertäter.“ Wie es dazu kam, beschreibt sie: Schon bald nach ihrer Ankunft kamen zwei junge Männer (Jugendliche) und sagten, sie seien „tonicht“ und möchten „zurechtgemacht“ werden. Widerwillig und unter dem Druck der Mutter und Geschwister untersuchte sie die Jungen, konnte aber keine Knochen- oder Sehnenprobleme bei ihnen feststellen und meinte, sie hätten vielleicht nur einen Muskelkater. Darauf gingen die Jungen zu Tante Heinrichs, der „Zurechtmacherin“ am Ort. Sie stellte „schlimme“ Schäden bei den Jungen fest, sie müssten eine Woche ruhen und jeden Tag zu ihr in die Behandlung kommen. Am Sonntag verbreiteten die Jungen das Gerüde, dass alles eine angelegte Sache gewesen sei, und man wisse nun, wer die rechte „Wundertäterin“ sei. Außerdem täte Katharina die Arbeit für den halben Preis, 50 Kopeken statt einen Rubel je Massage. Katharina schreibt, nachdem sie die ersten „Wundertaten“ vollbracht hatte: „Es ist, es war so, alle glaubten, ich wusste und verstand die Sache (Trachtmoake), ich wusste aber, daß

ich nichts wusste und verstand“. Deshalb grübelte sie, wie sie aus dieser für sie zwiespältigen Lage herauskäme.

Katharina als Hebamme

„Wer suchet, der findet“, schreibt Katharina. In Slawgorod, 30 km von ihrem Dorf entfernt, arbeitete eine Frau Rennert als staatlich anerkannte Hebamme. Zu ihr ging Katharina in die Lehre und diese führte sie mit viel Entgegenkommen eingehend in die Hebammenkunst ein. Mehrfach sagte Frau Rennert zu Katharina: „Schade, dass du den Schwesternkursus nicht genommen hast“ und hoffte, Katharina könne diese Lücke noch nachholen. Dann ging Katharina zurück in ihr Heimatdorf und arbeitete mit Genugtuung als Hebamme. In einem Jahr half sie mit sichtbarem Erfolg bei 26 Geburten.

Alles lief gut, bis sich ein ganz schwerer Fall einstellte. Katharina erzählt: „Es waren die letzten Tage im Oktober. Bei furchtbarem Schneesturm wurde ich in ein kleines Haus geholt. Dorthin waren Verwandte mit einer erstgebärenden Frau gekommen. Die Pferde müde – 30 km schon gefahren – eine ganz verzweifelte Sache. Der Vater der jungen Frau weinte und bat um Hilfe: ‚Die Tochter stirbt, sie ist nicht bekehrt, sie darf nicht sterben!‘ – Wie konnte und sollte ich helfen“, fragte sich Katharina. Dies war eine Fall für den Arzt, aber keiner war in erreichbarer Nähe, die Pferde waren müde und der Schneesturm wurde immer stärker. Das Baby war bereits tot und die Mutter in Lebensgefahr. Schließlich, unter dem Druck der Angehörigen, entschied Katharina sich, mit Hilfe ihrer Mutter „mit einer Schere und unseren Händen“ das tote Baby herauszuholen, und befriedigt fügt Katharina hinzu: „Die Frau blieb am Leben und hat noch gesunde Kinder geboren ... das hat der liebe Gott getan“.

Doch wurde diese Geburtshilfe Katharina zum Verhängnis. Jemand verklagte sie als Kindermörderin und sie wurde vor ein sowjetisches Gericht geladen. Katharina suchte Rat bei Frau Rennert, und diese riet ihr, den Ort sofort zu verlassen und die Gelegenheit zu nutzen, die Medizinschule in Halbstadt zu besuchen. Ihr Stiefvater Friesen verschaffte ihr einen Personalausweis unter dem Namen Katharina Friesen. Im Nachhinein hat sie dieses schwere Erlebnis dahin gedeutet, dass Gott ihr „Zaum und Gebiss“ anlegen musste, um sie so in die Medizinschule zu führen.

In der medizinischen Schule

Am 31. Dezember 1926 kam Katharina in Saporosche, Ukraine, an. Für ein halbes Jahr fand sie Anstellung in der Nervenheilanstalt Bethanien, Chortitz. Die leitende Schwester, Agnes Kopp, nahm sie freundlich auf und Katharina teilte sich ihr in allen Einzelheiten mit. Schwester Agnes empfahl Katharina, unter dem Namen Friesen, anstelle Ratzlaff, zu arbeiten. Als Näherin bekam Katharina Anstellung und verdiente ein gutes Geld, das sie für ihr Medizinstudium brauchen würde. Im Rückblick hat Katharina die schwere Erfahrung in Alexanderkrone als „Führung Gottes“ gewertet, und die Zeit in Bethanien beschreibt sie als „wunderbar“ in jeder Hinsicht.

Nach sechs Monaten Arbeit in Bethanien kam Katharina in die Medizinschule in Halbstadt, die jetzt unter sowjetischer Leitung stand und Schwestern ausbildete bzw. Arzthelfer, die in ländlichen Gebieten, wo kein Arzt war, auch selbständig arbeiten durften. Aufgenommen wurde sie auf Grund ihrer praktischen Erfahrungen. Während ihres dreijährigen Studiums nahm sie sich zusätzlich Zeit, praktisch als Hebamme zu arbeiten. Dies geschah unter der Aufsicht und Anleitung des sehr tüchtigen Arztes Dr. Franz Willms. Was sie hier lernte, ist ihr später als Hebamme im Chaco von ganz großem Nutzen gewesen, betont Katharina.

Zu ihren engsten Freundinnen unter den Mitstudenten gehörten Anna Epp und Maria Reimer. Maria heiratete später A. A. De Fehr in Winnipeg, Kanada, der dort eine große Möbelfabrik aufbaute, in der Hunderte Mennoniten aus Paraguay Anstellung gefunden haben. Die Bekanntschaft mit Anna sollte für Katharina von bleibender Bedeutung werden. Anna kam aus dem Dorf Lichtfelde, Molotschna. An den Wochenenden fuhr Anna gelegentlich zu ihrem Bruder Johann in Lichtfelde, der dort den väterlichen Hof (die Wirtschaft) führte. Hin und wieder fuhr Johann Geschäfte halber auch nach Halbstadt und besuchte bei dieser Gelegenheit seine Schwester Anna in der Medizinschule. Dann traf er auch mit Katharina zusammen. Es bahnte sich so eine Freundschaft und Liebesbeziehung zwischen Johann und Katharina an, die sie zur Ehe führte. Darüber unten mehr.

Über den Unterricht in der Schule berichtet Katharina folgendermaßen: Das erste Jahr konzentrierte sich auf den theoretischen Unterricht. Im zweiten Jahr kamen dreimal wöchentlich vier Stunden praktische Arbeit im Krankenhaus dazu. In den Sommerferien zwei Monate praktische Arbeit. Katharina konzentrierte sich dabei auf Geburtshilfe, und sie bekam reichlich Gelegenheit, sich darin zu üben. Auch in den Schulferien arbeitete sie als Hebamme. Dann kam das dritte

Schuljahr. Katharina, Anna und Maria war inzwischen klar geworden, dass sie die Schule nicht mit einem Diplom abschließen würden, es sei denn sie wären bereit, sich dem „Atheistenzirkel“ der Schule anzuschließen. Sich der Gottlosigkeit zu verschreiben, dazu wären sie niemals bereit, das war ihnen klar, obwohl einige der Mitstudenten meinten, man könne unterschreiben und trotzdem den Glauben innerlich bewahren. Das Schuljahr näherte sich dem Ende zu, die Schlussexamen standen bevor, jetzt musste die Entscheidung fallen.

Heirat und Flucht an den Amur

Im November fand eine größere Auswanderung statt. Viele verließen die Kolonie und fuhren nach Moskau, um die Auswanderungspapiere nach Kanada zu erhalten. Auch die drei Freundinnen und Johann entschlossen sich auszuwandern. Kurz entschlossen heirateten Katharina und Johann am 22. November 1929 in Lichtfelde, im Hause Johanns im Beisein einiger weniger Freunde, um anschließend nach Moskau zu gehen. Ihr Trautext war Psalm 23, der Katharina ihr Leben lang als Lieblingstext in guten wie in bösen Tagen begleitet hat. Doch zur Auswanderung kam es nicht. Die ersten von Moskau zurückgeschickten Familien kamen schon in der Molotschna an. Die Lage Katharinas und Annas war nun sehr schlecht. In die Schule konnten sie nicht zurück, und die Möglichkeit einer Auswanderung war auch vorbei. Wohl oder übel gingen sie nach Lichtfelde, wo Johann einen großen Bauernhof führte. Aber die Tatsache, erfolgreich und relativ reich zu sein, sprach nicht zu seinen Gunsten. Als solcher zählte Johann zu den Kulaken und diese wurden nach und nach von der GPU (Staatspolizei) nachts abgeholt und in die Verbannung geschickt. Johann war bereits für stimmlos erklärt worden, da er einer Predigerfamilie entstammte. Verhaftet und verschickt zu werden war nur eine Frage der Zeit. Ihre Lage schien nahezu aussichtslos zu sein. In dieser verzweifelten Situation erhielt Katharina ein Telegramm in russischer Sprache von ihrem Bruder Abram, der seit 1927 in Schumanowka am Amur wohnte, folgenden Inhalts: „Ich rate herzukommen“. Dies war für Johann, Katharina und Anna ein Fingerzeig Gottes.

Johann hatte inzwischen aus sicherer Quelle erfahren, dass er bereits auf der „schwarzen Liste“ stehe. Innerhalb weniger Tage waren sie reisefertig und verließen in aller Frühe am Mittwoch, dem 20. Mai 1930, ihren wohlgeordneten Hof mit den grünen, wogenden Weizenfeldern. Aus Sicherheitsgründen fuhren Johann, Katharina und Anna nicht zu dem nahe gelegenen „mennonitischen“

Bahnhof in Lichtenau, wo schon einige Mennoniten von der Polizei abgefangen worden waren, sondern in das 45 km entfernte Städtchen Melitopol. Hier bestiegen sie den Zug, der sie nach Moskau brachte. Dort wollten Katharina und Anna noch kurz und in aller Eile ihre Freundinnen Maria (Mia) Reimer und Anna Klassen besuchen, die ebenfalls aus der Medizinschule aus den gleichen Gründen ausgetreten waren und sich in Moskau im Semi-Versteck aufhielten. Leider trafen sie Mia nicht in ihrer Wohnung an, hinterließen ihr aber die Nachricht, dass sie an den Amur gefahren seien.

Aufenthalt am Amur

Von Moskau ging es in 12 Tagen Zugreise die vielen Tausend Kilometer an den Amur. Über die Pfingsttage hielten sie sich in Schumanowka bei Katharinas Eltern und Geschwistern auf. Dann gingen sie in die Stadt Blagoweschtschensk. Sie fanden sofort Anstellung, Katharina und Anna in einem Krankenhaus und Johann in einem Hotel. Das Leben schien einen guten Verlauf zu nehmen. Hier gehörten sie zur Arbeiterklasse und nicht zu den „Kulaken“ (den Reichen, Ausbeutern). Sie fühlten sich wohl und sicher. Doch dann kam unerwartet ein Ereignis, das sie in Schrecken und Bangen versetzte. Eines Tages kehrte Johann nicht mehr von seiner Arbeit nach Hause zurück. Die GPU hatte ihn entführt, verhaftet. Er sollte falsche Aussagen über Verwandte und Freunde machen. 19 Tage war er in Haft, wurde verhört und man drängte und lockte ihn mit vielen Versprechen und einer rosigen Zukunft, dann wieder mit Drohungen, sich der GPU als Spitzel zu unterstellen. Da er aber das Angebot entschieden und hartnäckig ablehnte, auch auf die Gefahr hin, erschossen zu werden, jagte man ihn schließlich mit Fluchen „wie einen Hund“ hinaus. Er musste aber vorher versprechen, innerhalb von drei Tagen zurück in die Ukraine zu gehen.

Zu Hause angekommen, krank und geschlagen, berichtete er von seinem Versprechen bei der GPU, zurück in die Ukraine zu fahren. Katharina und Anna protestierten heftig: „Das werden wir nicht tun. Zurück fahren wir nicht!“ Nun musste schnell gehandelt werden. Katharina und Anna verkauften in Eile, was sie noch an Wertsachen hatten, und dann begaben sich die drei fluchtartig in die etwas abgelegene mennonitische Siedlung Usman, wo Katharinas älteste Schwester Suse mit ihrem Mann Heinrich Kasdorf wohnte. Dort blieben sie vom 2. November 1930 bis zur Flucht über den Amur am 17. Dezember 1930. Doch auch das schmerzvolle Erlebnis in Blagoweschtschensk sahen Katharina und Jo-

hann im Rückblick als Führung an. Gott musste ihnen wieder „Zaum und Gebiss“ anlegen, um sie auf den rechten Weg zu führen. Wären sie in der Stadt geblieben, hätten sie nicht an der Flucht teilnehmen können und sie wären nicht nach Paraguay gekommen, wo Gott ein Arbeitsfeld für sie hatte.

Die Flucht über den Amur nach China

Katharinas Bruder, Abram, informierte seine Geschwister über die geplante Flucht des Dorfes Schumanowka nach China und lud sie ein, sich ihnen anzuschließen. Das haben Katharina, Johann und Anna dann auch gemacht. Diese dramatische und spektakuläre Flucht und die Fluchten anderer kleinerer Gruppen ist in mehr als einem Dutzend Büchern, in deutscher und englischer Sprache, und in vielen Zeitungsberichten von verschiedenen Gesichtspunkten aus beschrieben und geschildert worden (siehe Bibliographie). Doch einige zusammenfassende Bemerkungen sind hier angebracht.

Der Grenzübergang nach China fand in den frühen Morgenstunden des 17. Dezember 1930 bei eisiger Kälte statt. In 54 Schlitten (andere geben 56 bis 60 an) flüchteten 218 Personen. Nach vielen Widerwärtigkeiten an der chinesischen Seite gelang es schließlich, acht Omnibusse zu mieten, um alle Flüchtlinge in das 580 km entfernte Zizikar zu bringen. Die Insassen einiger Busse erlebten eine abenteuerliche Fahrt. Ein Bus blieb auf der Strecke. Anderen wurden ihre wenigen Habseligkeiten während der Fahrt gestohlen. Der Bus, in dem sich Katharina befand, hielt auf offener schneebedeckter Steppe plötzlich an. Alle Passagiere wurden aufgefordert, den Bus zu verlassen, bis auf zwei, eine gebärende Frau und Katharina als Hebamme. Die Geburt, bei eisiger Kälte und ohne Heizung, verlief glücklich, und schon bald konnte die Reise mit dem neugeborenen Erdenpilger fortgesetzt werden. Eine Mutter weinte, ihre Hände seien zu kalt, sie könne ihr Baby nicht wickeln. „Gib es mir“, sagte Katharina, „meine Hände sind warm. Ich wickle es dir, damit es nicht erfriert.“ Später, wenn sie diesen Vorfall erzählte, lachte sie und sagte: „Ach, meine Hände waren doch genau so kalt.“

In Harbin sammelten sich nach und nach 1066 Flüchtlinge aus Russland, davon waren 550 Mennoniten. Sie alle wollten weiter in die Vereinigten Staaten oder nach Kanada. Aber nur ganz wenigen, etwa 240 Flüchtlingen, war dies möglich. Einzelne gingen nach Mexiko und Deutschland, die meisten der Mennoniten kamen schließlich nach Paraguay und Brasilien. Das bedeutete einen Aufenthalt von mehr als einem Jahr in Harbin. Es war nicht leicht, diese lange Zeit zu über-

brücken. Katharina zählte zu den wenigen Glücklichen, die eine schöne, befriedigende Arbeit fanden. Sie fand bei Dr. Elisabeth Isaak Anstellung. Diese war Kinderärztin, die auch die Kinder der Flüchtlinge betreute und seit 1923 mit ihrem Bruder Johann J. Isaak, der auch Arzt war, in Harbin ihren Beruf ausübte.¹ Für Katharina war diese Anstellung mehr als ein Arbeitsplatz. Hier lernte sie Kinder zu behandeln, eine Arbeit, die ihr später in Paraguay von so großer Bedeutung neben dem Beruf der Hebamme und Knochenärztin werden sollte. Für sie war es eine Schule Gottes, die sie befähigte, Menschen zu dienen.

Endlich, nach einem Jahr und zehn Tagen, war es für 373 Personen (73 mehr als geplant) soweit, dass sie Harbin verlassen und sich auf die Reise nach Paraguay begeben konnten. Dass sich 73 Personen mehr, als vom Völkerbund geplant, auf die Reise begaben, war Katharinas „Schuld“. Das kam so. Unter den 300 Personen, die auf der Liste für Paraguay standen, waren die Epps und Ratzlaffs nicht vorgesehen. Unter den Reisenden waren aber schwangere Frauen, die nicht ohne Frau Katharina Epp, die Hebamme, die Reise antreten wollten. Die Flüchtlingsverwaltung in Harbin lud Katharina daher ein, sich der Gruppe anzuschließen und so die Gruppe als Hebamme und Schwester zu begleiten. Katharina sagte zu unter der Bedingung, dass auch ihre Eltern, Geschwister und Verwandte sich der Gruppe anschließen dürften. Darauf ging man ein, ohne Rückfrage mit B. H. Unruh bzw. mit dem Völkerbund in Genf zu halten. Daher später auch die zusätzlichen Schwierigkeiten in Frankreich.

Die Reise nach Frankreich und Paraguay

Am Abend des 22. Februar 1932 begann die Reise per Zug in der 4. Klasse von Harbin zur Hafenstadt Dairen (heute Lüda). Von da ging es mit einem japanischen Schnelldampfer nach Schanghai, wo die Gruppe am 27. Februar ankam. Am Tage zuvor hatten die Japaner diese Stadt erobert, und gelegentlich hörte man noch Schüsse und Kanonendonner.

In Schanghai stiegen alle in das französische Schiff Dartagnan um. Alle Passagiere, große und kleine, Mädchen und Jungen, Frauen und Männer wurden in den untersten Schiffsraum „verfrachtet“, der mit Mehrstockbetten ausgestattet war. Nur Katharina Ratzlaff Epp und ihre Schwägerin Anna Epp Ratzlaff erhielten ein Zimmer auf dem Deck, aber ohne Ehemänner. Sie dienten als Kranken-

¹ Ratzlaff 2004, S. 75.

schwwestern. Die Fahrt ging über folgende Hafenstädte: Hongkong, Saigon (heute Ho Chi-Min-Stadt), Singapur, Pinang, Colombo (Insel Ceylon), Dschibuti (im Golf von Aden), Port Said. Schließlich erreichten sie am 1. April Marseille, Frankreich. Eine sehr abenteuerreiche Fahrt.

Eine gute Abwechslung brachten meistens die Hafenstädte, wo man gelegentlich das Schiff verlassen und die Stadt besichtigen durfte, um dabei einige Souvenirs mitzunehmen. Da sie wussten, dass sie in ein tropisches Land gingen, hatten sie auch verschiedene Sämereien eingesammelt, die in Paraguay später ausgesät wurden, wie z.B. der „Saure Schotenbaum“ (Tamarinde) und die Datteln. Aus China soll man auch Wassermelonen und andere Melonensamen mitgebracht haben, daher kommen die wohl schmeckenden und bei den Mennoniten bekannten „chinesischen Melonchen“. Dr. Hans Epp, Sohn von Katharina, weiß zu berichten, dass seine Mutter beim Antritt der Reise auch schwanger war, während der Fahrt furchtbar erbrechen musste und ganz krank in den Chaco gekommen war.

In Marseille angekommen, wurde den Flüchtlingen ein sehr angenehmer und herzlicher Empfang von Vertretern aus Frankreich und mehreren internationalen Organisationen zuteil. Überrascht waren die Vertreter jedoch, dass nicht 60, sondern 80 Familien eingetroffen waren. Eine Erklärung dazu wird auffallenderweise nicht gegeben. Doch der deutsche Konsul von Le Havre, Dr. Bergfeld, vermerkt in seinem Bericht vom 5. April 1932, dass diese Schwierigkeit infolge „einer geschäftlichen Manipulation des Transportunternehmens“ aufgetreten sei.¹

Am 5. April 1932 verließ die „Harbinger Gruppe“, wie sie von nun an genannt wurde, den Hafen von Le Havre, Frankreich und begab sich mit der Croix nach Südamerika. Am Sonntag, dem 23. April, erreichten sie den Hafen von Santos, Brasilien. Ein gewisser Pastor Mayer, von Genf beauftragt, begrüßte die Reisenden und predigte im Gottesdienst. Am 29. April legte man im Hafen von Buenos Aires an, wo alle sofort in den kleinen Flussdampfer „Roma“ umstiegen und den Paraná- und dann den Paraguayfluss hinauffuhren. Am 4. Mai erreichten sie Puerto Casado. Es folgte eine Tagesreise mit der Schmalspurbahn (Eisenbahn) bis nach Km 145, wo die Harbinger Gruppe von wartenden Fernheimern sehr herzlich „an lodernnden Holzfeuern“ empfangen wurde. Mit Ochsenwagen wurden alle an Ort und Stelle „heim“ gebracht. Am 12. Mai 1932 war man endlich

¹ Unruh 1966, S. 42-48, Ratzlaff 2004, S. 90.

nach 482 Tagen Flucht und Wanderung (ab dem 16. Dezember 1930) „zu Hause“ angekommen. Für Katharina, Johann und Anna war es eine Wanderung von zwei Jahren weniger 8 Tagen gewesen, die sie aus ihrem Heimatdorf Lichtfelde bis in den Chaco Paraguays gebracht hatte.

Pionierjahre im Chaco Paraguays

Die Pionierjahre, die nun folgten, waren furchtbar schwere Jahre, besonders die ersten zehn Jahre, schreibt Katharina. Ihr Mann, Johann Epp, hat den Anfang im Chaco anschaulich beschrieben. Hier einige Auszüge:

Die so genannte „Charbiner Gruppe“ kam ano 1932 im Mai, kurz vor Pfingsten in der schon gegründeten Kolonie Fernheim an. Die Sonne neigte sich dem Westen zu, als wir auf dem Kamp in einer Niederung, wo für uns schon ein Brunnen mit Süßwasser gegraben war, ankamen. Hier sollte das Dorf Karlsruhe angelegt werden. Nun waren wir nach zweijähriger Wanderung – von Mai 1930 bis Mai 1932 – endlich an unserem Bestimmungsort. Nun waren wir zu Hause. Hier wollten wir Hütten bauen, den jungfräulichen Boden brechen und uns so mit Gottes Hilfe eine neue Existenz aufbauen.

Für unser Dorf mit 20 Familien hatten wir vier Arbeitswagen aus Deutschland in unserer Ausrüstung mitbekommen, aber keine Zugkraft. Uns wurde ein Ochsespann von einem anderen Dorf leihweise zur Verfügung gestellt, um das Nötigste heranzufahren zu können.

Die erste Arbeit bestand darin, den Kamp zu vermessen, die Strassen zu markieren und den Kamp in 20 Hofstellen aufzuteilen. Das war gar nicht so einfach mit nur primitiven Messgeräten. Verlost waren die Stellen schon in Le Havre, Frankreich, im dortigen Überseeheim im Beisein von Prof. B. Unruh, der mit uns dort ein „Schulzenbott“ abgehalten hatte. Bei der Gelegenheit war für jedes Dorf ein Schulze gewählt worden. ...

Nach der Vermessung des Kampes durfte jedes Familienhaupt seine Stelle einnehmen und von dem mitgebrachten Blech eine Bude aufstellen, um vor Regen und Sturm etwas geschützt zu sein. Dann wurde ein Platz für das Häuschen ausgesucht und vom Bittergras gereinigt.

Eines Tages hieß es dann, dass jede Familie ein Paar Ochsen und eine Milchkuh bekäme. Also musste der Kamp eingezäunt werden, damit das Vieh nicht in alle Himmelsrichtungen lief. Anfänglich wurde das Vieh gehütet, doch man merkte bald, dass es zwecklos war und gab es auf.

Viel Ärger, Kummer und Herzeleid gab's mit dem Vieh. Wenn die Ochsen gegen Mittag ausgespannt und losgelassen wurden – natürlich zusammengekoppelt – suchten sie das Weite. Bis man gegessen hatte, waren sie über alle Berge. Anstatt über Mittag etwas zu ruhen, musste man den Ochsen nachlaufen. Wenn man dann mit ihnen zurückkam, waren die Tiere hungrig geblieben. Was es bedeutet, mit hungrigem Hörnervieh zu pflügen, weiß auch nur der, der es erfahren hat. Da habe ich manches mal geseufzt und dem lieben Gott versprochen, wenn er mich von den Ochsen erlösen würde und ich noch einmal zu Pferden käme, dann wollte ich sie auch dem Nächsten zur Verfügung stellen. Dazu haben wir dann auch oft Gelegenheit gehabt, als es erst so weit war.

1934 war es wohl, als die ersten Pferde von der Kolonieverwaltung gekauft und an Interessenten weiterverkauft wurden. Man stelle sich aber keine zahmen Tiere vor wie wir sie von Russland her kannten. Wild waren die Biester, und es brauchte viel Geduld und Ausdauer, sie zu zähmen und sie an den Pflug und Wagen zu gewöhnen. Ich erinnere mich noch sehr gut an die ersten Exemplare, eine weiße, feurige Stute und ein sehr faules tückisches Maultier. Es war ein überaus ungleiches Paar, und ich seufzte wieder und plante, wie man davon noch mal loskäme.¹

Katharina schreibt über die Pioniertage: „Dann kam der Alltag! Armut, Krankheit, obdachlos. Viel Ungeziefer – Mücken. Am schlimmsten waren die Moschky [kleine, lästige Fliegen]. Am meisten litten wir unter Malaria und Augenkrankheit“. Unter solch schweren Umständen wurden ihnen sechs Kinder im Dorf Karlsruhe geboren. Die erste Entbindung brachte sie wegen Unterernährung an den Rand des Todes. Dann kamen die Anforderungen der Gesellschaft in der Ausübung ihres Berufes als Hebamme, Krankenschwester und „Trachtmoakaschi“, weil kein Arzt da war. Hinzu kam noch die Rolle einer Hausfrau und Mutter. 1940 wurde sie von einem dahinrasenden Pferdewagen

¹ Epp 1992, S. 6.

geschleudert und erlitt eine schwere Nierenverletzung. In den späteren Jahren ist sie noch einige Male am Rande des Todes gewesen. Einmal durch ein sehr hartnäckiges Typhus-Fieber, ein anderes Mal durch ein chronisches Magenleiden, das eine riskante Operation erforderte, und ein drittes Mal durch eine Gehirnverletzung bei einem Autounfall im Januar 1962, der bei ihr schwere gesundheitliche Schäden hinterließ.

Nach diesem Autounfall zog Frau Epp mit ihrem Mann in die Mennonitenkolonie Gartental in Uruguay. Beide haben ihren 60. Geburtstag mit Kindern, Verwandten und Freunden in Uruguay gefeiert. Bis Dezember 1963 diente Katharina in Gartental im Krankenhaus als Hebamme und Krankenschwester. Ihr Mann stand ihr treu zur Seite (Wäsche waschen, kochen, einkaufen), so dass sie trotz ihrer Behinderungen im Gehen und Sehen die Arbeit machen konnte. Gleichzeitig diente ihr Mann Johann als Prediger und Seelsorger in der Gemeinde. Ihre Arbeit war eine gesegnete und wurde sehr geschätzt.

Trotz all der unbeschreibbaren Schwierigkeiten stand Katharina doch „ihren Mann“ mit Hingabe, Zähigkeit und manchmal vielleicht auch mit Eigenwillen und diente den Mitmenschen, wo immer sie waren. Auf ihre Arbeit als Hebamme, Beraterin und „Trachtmoakaschi“, ein verantwortungsvoller Dienst an den Mitmenschen, muss noch näher eingegangen werden.

Katharina als Volksheilerin

Katharinas Sohn, Hans, Arzt und Psychiater, schreibt über seine Mutter in einer gründlichen und kritischen Besinnung während seiner Studienzeit, dass sie zwei vollzeitige Berufe ausübte. An erster Stelle stand dabei der Beruf der „Hebamme/Volksheilerin/Beraterin“ und an zweiter Stelle der der „Hausfrau/Mutter“. Dem ersten Beruf hat sie sich mit voller Hingabe unter schwersten Bedingungen gewidmet und ihn ausgeführt. Man muss sich schon ein wenig in die Pionierjahre versetzen, um die Arbeit Katharinas richtig zu werten.

Katharina schreibt, dass die ersten zehn Jahre im Chaco zu den schwersten in ihrem Leben zählen. In dieser Zeit brachte sie ihre sechs Kinder zur Welt, und der lebensnotwendige Aufbau von Haus und Hof, einer eigenen Existenz, kam noch dazu. Alle Leute waren bitter arm. Die Männer verrichteten ihre Arbeit auf dem Felde ohne Hemden, weil diese von der Sonne verbrannt und von den dornigen Sträuchern zerrissen waren. Die Frauen gingen in mehrfach geflickten Kleidern.

Die Ernährung war in jeder Hinsicht ungenügend und viele litten an Unterernährung und Mangelkrankheiten. Bei all der Not stand der Kolonie bis in die 40er Jahre kein ständiger Arzt zur Verfügung, abgesehen von Militärärzten, die gelegentlich die Kolonie besuchten. In der ganzen Kolonie Fernheim gab es keinen Arzt, nur eine Krankenschwester, Suse Isaak, weiter Frau Anna Dürksen, auch eine tüchtige „Trachtmoakaschi“, und dann Katharina Epp. Anna Epp Ratzlaff war seit 1935 auf dem Missionsfeld für Indianer als Krankenschwester tätig. In der Kolonie Menno war der Stand der Gesundheitspflege noch weit ärmer als in Fernheim, schreibt Katharina.¹

Die ganze Schwere der Pionierjahre ist für uns heute kaum nachvollziehbar. Doch unter solchen Bedingungen hat Katharina an ihren Mitmenschen einen unbezahlbaren, heroischen Dienst verrichtet. Mehrmals ist sie dabei krank und dem Tode nahe gewesen. Sie hat sich selbst geopfert und im Dienste verzehrt. Ein biblischer Satz, öfters von ihr zitiert, lautet: „Tue ich es gerne, so wird's mir gelohnt; tue ich es ungern, so ist mir das Amt doch befohlen.“² Dieser Dienst, den sie gerne getan hat, kann hier nur zusammenfassend an Hand von Beispielen angeführt werden. Dass sie dabei ihre Rolle als Ehefrau und Mutter vernachlässigte, darf nicht verwundern und ist von ihren Kindern mit Bedauern wiederholt hervorgehoben worden. Die Leute, denen sie half, haben es nicht beachtet, aber die eigene Familie hat darunter gelitten.

Den Dienst als Hebamme hat sie gerne und mit Befriedigung ausgeführt. Von 1932 bis 1943 hat sie im Chaco bei 205 Geburten geholfen mit dem nachträglichen Vermerk: „Nicht alle angeschrieben“. Bei allen diesen Fällen ist nur einmal eine Frau während der Entbindung gestorben. Wie sich die Sache mit der Geburtshilfe gestalten konnte, sei hier an einem Beispiel aus ihren Tagebuchnotizen veranschaulicht.

„Zwei Tage vor Weihnachten,“ schreibt Katharina 1936. „Die Kinder schlafen, wir beide, mein Mann und ich sitzen am Tisch, unser Thema Weihnachten. Wir haben in letzter Zeit kaum Zeit für einander gehabt. Mein Mann mit der Gartenarbeit, Heuschrecken, ich hatte in den letzten Tagen eine schwerkranke Frau in Blumengart“. Jetzt planen sie für den Heiligabend und für Weihnachten. Haus und Hof sollen schön gesäubert werden, um dann im Familienrahmen die Weihnachtsfeier tage zu genießen. Bis in den Nachmittag hinein wird geschuftet und

¹ vgl. Breuninger 2004.

² nach 1. Korinther 9,17.

gearbeitet. Da kommt, inmitten der Vollbeschäftigung, „im Galopp ein Ochsenwagen“ aus dem Nachbardorf Nr. 15, Orloff, und hält vor ihrem Tor. Ein Baby soll dort geboren werden. Es ist dringend. Katharina lässt alles stehen, bringt zwei ihrer Kinder über die Straße zu ihrer Schwester und den Kleinsten, Hans, selbst noch ein Baby, nimmt sie mit. Mit Sonnenuntergang ist ein gesundes Kind zur Welt gekommen. Der Vater, hoch erfreut über den guten Verlauf der Geburt, macht die lakonische Bemerkung: „Gerade zur Zeit, unsere Lampe ist ohne Zylinder“.

In ihren Gedanken ist Katharina schon zu Hause, um ihre unterbrochene Arbeit aufzunehmen. Sie packt ihre wenigen Sachen, um zu fahren. In diesem Moment kommt ihr Bruder (zusammengebrachter Bruder), Abram Friesen, seiner Frau Suse gehe es sehr schlecht, sie erwarte ihr erstes Baby, und morgen ist Heiligabend. Ohne lange zu überlegen geht Katharina in das Haus ihres Bruders - die auf sie wartende Hausarbeit ist einstweilen vergessen. „Tu ich es gerne, ...“. - „Ich gehe mit und bleibe da! – Ein Malariaanfall – eine schwere Erstgeburt – eine schwere Nacht“. Kurze, trockene Sätze als Tagebuchnotizen festgehalten und „heute ist Heilig Abend und morgen Weihnachten!“ Als sie nach der Geburt am Tag des Heiligabends bei Friesens am Mittagstisch sitzt, ist Katharina froh, dass wieder einmal alles gut verlaufen ist. Das allein ist für sie schon ein Weihnachtsgeschenk. Vielleicht das beste, weil sonst nicht viel zu erwarten ist. Sie denkt wieder an ihre Arbeit, die noch vor Heiligabend in ihrem Heim verrichtet werden muss. „Heute ist Heilig Abend! Mit Ochsen fahre ich langsam durch Nr. 15. Das ganze Dorf festlich sauber – die Kinder, die Jugendlichen – alles wartet auf den Abend und auf den Weihnachtsmann“. Es ist schon Weihnachtsstimmung auf der Straße. Die Leute grüßen und reden miteinander. Katharina denkt an ihre Arbeit zu Hause und an ihre Kinder. Da hört sie eine etwas laute und unbedachte Stimme, die sie hart trifft: „Na, de haft sich eenen gooden Wienachtsmaun vedeent!“ („Na, die hat sich einen guten Weihnachtsmann verdient!“). Katharina wusste, damit war sie gemeint. Man meinte - vielleicht war die Aussage auch nicht so ernst gemeint - Frau Epp habe noch an Weihnachten viel Geld verdient. Nun war ihre Weihnachtsstimmung dahin. Sie hatte gedient und nicht verdient, und nun diese Stimme. Diese unbedachten Worte klangen ihr noch lange in den Ohren. Dann schnell das Haus aufräumen und dann war Heiligabend. Während der Weihnachtstage fuhr sie noch zweimal die Wöchnerinnen besuchen, um sich um ihr Wohlbefinden zu kümmern. Später schreibt sie rückblickend: „Der Heilig Abend 1936 ist einer von den schönsten in meinem Leben“. Dann fügt sie weiter in knappen Worten hinzu: „Für unsere Familie wa-

ren die Weihnachten oft Mühe und Arbeit! – Für den Zuschauer: „De haft sich einen gooden Wienachtsmaun vedeent!“¹. Doch viele wussten, dass es anders mit dem Verdienst stand. Sie bezog gewisse Gebühren für ihre Dienste, aber die Zahlung war niemals eine Pflicht. Der segnende Dienst stand höher als der Verdienst, das ist immer wieder von anderen bezeugt worden. Aber auch der Extraverdienst wurde wiederum vielfach benutzt, um anderen bedürftigen Personen zu helfen. Davon gibt es Zeugnisse als Bestätigung. Ihre Geschwister Abram und Anna Ratzlaff arbeiteten in der Indianermission. So erfuhr sie über die Nöte der Indianerkinder aus erster Hand und hat nach Möglichkeit mitgeholfen. Als ihre Geschwister alleine auf einen entfernten Kamp zogen und dort um ihr Überleben kämpfen mussten, hat sie auch dort geholfen.¹

Wieder einmal ist Weihnachten. Katharina kommt aus dem Gottesdienst. Ein Ochsenwagen mit zwei Jungen von etwa 13 bis 14 Jahren steht auf dem Hof. Sie kommen aus Menno. Der Vater habe sie geschickt, Mutter sei sehr krank. Sie fuhr mit und kam auf den Hof der Kranken. Aber was sie da sah, erschütterte Katharina. Die Kinder saßen unter einem Baum beim Feuer und aßen gebratene Tauben, Spatzen und Süßkartoffeln. Gar nicht so unappetitlich, meint Katharina in ihren Aufzeichnungen. Im Hause selbst aber herrscht Unordnung und völlig ungesunde Verhältnisse. Auf einem dreckigen Bett sass ein kleines, schmutziges Mädchen mit zugeklebten Augen und voller „Moschky“. Daneben auf einem Bett die weinende Mutter mit einem kleinen Baby. Sie jammerte, dass sie fast gestorben wäre und sicherlich noch sterben würde. Katharina stellte fest, dass ihre Temperatur normal war und keine organische Krankheit vorläge. Die „Krankheit“ hatte eine andere Ursache. Katharina gab ihr eine Beruhigungsspritze. Inzwischen hatten sich einige Nachbarn eingefunden und boten ihre Hilfe an. Bald kamen mehr dazu. Es wurde eine Säuberungsaktion gestartet. Kinder, Haus und Hof wurden einer gründlichen Reinigung unterzogen. „Am Abend war das Heim nicht wiederzuerkennen. Alles sauber, die Wäsche gewaschen, der Tisch gedeckt – Kuchen, alles war da. – und unsere Kranke? ... Unsere Kranke hatte geschlafen und erwachte gesund!“¹. Katharina fragte sich hinterher, was hier denn wirklich geholfen habe: das Beruhigungsmittel oder das saubere und festlich geschmückte Heim? Katharina schreibt: „In Menno habe ich oft so ein Helfen gefunden. Ich glaube, es ist noch ein Erbgut der Väter. Ein Ahnen steigt in mir hoch, ob dies die Wiege der Heinzelmännchen und Zwerge sein kann?“¹

¹ vgl. Ratzlaff 2004, Kapitel 10 und 11.

Als der Ehemann sie am nächsten Tag nach Hause fuhr, hielt Katharina ihm zunächst eine anständige Predigt. Darauf bekannte dieser, dass er seine Frau vernachlässigt habe, dies aber anders werden würde. Und Katharina bestätigt, dass es im Heim anders geworden war. Die geheilte Frau blieb bei der Überzeugung, dass „Tante Eppsche“ sie vom Tode errettet hatte. „Aber ich glaube das nicht!!!“, schreibt Katharina.

In Bezug auf Schwangerschaft und Intimitäten ist Katharina immer wieder von der Unwissenheit der Frauen beunruhigt, dann aber auch von dem rücksichtslosen Verhalten der Männer den Frauen gegenüber. Bei einer Gelegenheit schreibt sie: „Wie viel in jener Zeit auf dem Gebiet der Schwangerschaft gesündigt worden ist, wird erst die Ewigkeit offenbaren“. Dieser schwerwiegende Satz und seine Formulierung schien mir zunächst recht sonderbar und rätselhaft. Nachforschungen ergaben bald, dass es in den Kolonien auch einige Fälle von Inzest und Kindesmissbrauch gegeben hat, die ihr von Angehörigen in der Seelsorge mitgeteilt wurden und die sie schwer belasteten, weil solche Dinge geheim gehalten werden sollten. Es ist mir auch mitgeteilt worden, dass Frau Epp in einigen Fällen Ehemännern die „Leviteten“ gelesen hat, wo diese ihre Frauen eher als Sexobjekte denn als Ehefrauen behandelten. „Die entwürdigende Behandlung mancher Frauen durch die Ehemänner belastete sie“, heißt es in einer persönlichen Mitteilung über Frau Epps Tätigkeit. Tochter Anita meint, dass ihre Mama ihrer Zeit weit voraus war. So habe sie erklärt, hätte es schon damals die „Pille“ gegeben, sie manchen Frauen sie verordnet. „Die Frauen waren oft so blutarm und erzählten dann unter Tränen, dass sie schon wieder schwanger seien und sie hätten sich noch gar nicht von der letzten schweren Entbindung erholt“. Die Männer zeigten zu oft wenig Verständnis für ihre Frauen in dieser Lage.

1967 schreibt Katharina im Rückblick: „Fast immer [war], wo ich einkehrte, Leid und Krankheit, manchmal auch der Tod. Wir haben zusammen geweint und gebetet. Sehr schön war es immer, wenn man helfen konnte und nach Leid und Krankheit die dankbaren Blicke der Leute sah“. Aber nicht immer war dies möglich. Es folgt ein Beispiel, wo sie nicht helfen konnte und der an Blinddarm erkrankte junge Familienvater Wilhelm Funk (28 Jahre) aus Ebenfeld, Menno, in ihrer Gegenwart starb. Katharina schreibt:

Der Kranke stöhnt. – wie langsam die Zeit und wie lang doch die Nacht, wenn der Schmerz so gross ist und kein Schlaf das müde Auge schließt!

Meine angewandten Bemühungen bleiben erfolglos; bald sehe ich es ein, dass der Kranke ohne Operation eine Beute des Todes ist. Wir suchen Hilfe. Doch der Militärarzt glaubt wohl, es müsse bis zum Tode noch einige Tage sein. Aber der Sensemann hat Eile. Eben noch meinte der Kranke, er fühle sich besser, und um etliche Minuten sah er dem Schnitter Tod bei vollem Bewusstsein ins Angesicht.

*„Kommt, meine Lieben, zum Abschied, aber macht's schnell!“, so ruft der Schwerkranke. „Komm Mariechen, bete noch einmal mit deinem Papa!“ Er nimmt die Hände seines 6jährigen Töchterchens, legt sie ineinander. Das Kind betet. „Fürchte Gott, liebes Kind...“ und er betet laut mit: „Christi Blut und Gerechtigkeit...“. – „Gehorche deiner Mama, **ich sterbe, aufwiedersehn, Anni, Tina!**“ Und er zieht die zwei Blondköpfe zu sich. Ein rasches Umarmen gilt noch dem Kleinen der weinend auf dem Schoss seiner Mutter sitzt. Und dann nimmt er Abschied von seinem kränklichen Weibchen! ...¹*

Katharina Epp als „Trachtmoakaschi“

Katharina spricht viel vom „Trachtmoaki“, zu deutsch wörtlich „Zurechtmachen“. Doch nach Hans Epp, Arzt und Psychiater, steckt weit mehr dahinter und es gibt kein Wort in deutscher Sprache, das wiedergibt, was in dem plattdeutschen Wort „Trachtmoaki“ steckt. Es ist Massage, Physiotherapie und Seelsorge an Leib, Seele und Geist. Wer „trachtmoakt“, muss zuhören können, aber auch gut reden können: beruhigend, bestätigend, zustimmend und dem Patienten das feste Gefühl vermitteln, es wird alles wieder in Ordnung werden. „Trachtmoaki“, so Dr. Epp, hat eine psychologische, magische Wirkung. Ein besonderes Bedürfnis für diese Art Therapie haben Frauen, die unbefriedigte seelische Bedürfnisse haben, denen Liebe fehlt, und die körperliche Zuwendung brauchen, die ihnen nie zuteil wurde. Diese teils seelisch und psychologisch kranken Menschen fanden bei „Taunte Apsche“ oder „Dokta Apsche“, wie sie bei den Mennoleuten genannt wurde,² innere Anteilnahme und vielfach Heilung. Während sie entspannt auf einem Stuhl saßen und Frau Epp sie massierte, Genick, Schultern und Wirbelsäule, teilten sie sich zugleich Frau Epp mit. „Die

¹ Katharina Epp, „Über ein Kleines“, *Mennoblatt*, Mai - Juni 1936, S. 5.

² vgl. Breuninger 2004, S. 35.

Leute hatten Vertrauen zu ihr und teilten sich ihr mit, und beim Zurechtmachen hat sie [Frau Epp] die Patienten gesegnet“, sagt Dr. Epp aus der Erfahrung mit seiner Mutter. Die heilende Wirkung der Massage muss in vielen Fällen überraschend gekommen sein, denn mehrfach erwähnt Frau Epp, dass, während sie massierte, der Patient die Patientin plötzlich ausrief: „Jetzt ist alles gut, ich fühle es“. Frau Epp selber hat sich dann öfter gefragt, was sie Besonderes gemacht habe, dass die Massage solche Wirkung auf die Patienten hatte. Ist „Trachtmoaki“ ein Zauber, eine Besprechung?, fragte sie und kam mit sich selber in Konflikt. Über Jahrzehnte lebte sie in diesem Konflikt und erst als Dr. Dollinger im Chaco Arzt war, hat er ihr geholfen, über diesen Zwiespalt hinwegzukommen. Um diesen Sachverhalt zu verstehen, müssen wir noch einmal kurz zurückgreifen und einiges wiederholen.

Katharina wollte Krankenschwester werden. Ihre Eltern konnten aber nicht ihre Zustimmung geben. Auf Wunsch ihrer Mutter ging sie dann nach Steinfeld, Sagraadowka, um dort „trachtmoaki“ zu erlernen. Sie war enttäuscht und meinte aufgrund ihrer einjährigen Lehre, „Trachtmoaki“ habe „mehr mit Aberglauben als mit Glauben“ zu tun. Gegen ihren eigenen Willen, aufgrund ihrer Ehrlichkeit, wurde sie bald in ihrer Kolonie zu der Person, die das „Trachtmoaki“ tatsächlich im Griff habe und nahezu Wunder vollbringen könne. Katharina schreibt, dass sie dadurch in einen Konflikt kam, weil sie keineswegs das leistete und verstand, was die Leute ihr nachsagten, dass sie leiste. Dieser Situation versuchte sie zu entgehen, indem sie zu einer staatlich anerkannten Hebamme in die Lehre ging und dann etwa ein Jahr mit Befriedigung diesen Beruf ausübte. Dann folgten drei Jahr Medizinstudium, wo sie sich wiederum auf Geburtshilfe konzentrierte.

Während der Flucht und der langen Reise nach Paraguay (zwei Jahre) wird das „Trachtmoaki“ nicht angesprochen. Dann im Chaco war sie wieder im „Trachtmoaki“ gefragt. Zuerst waren es mehr die Leute der Harbiner Ecke, „die zu Fuß und mit dem Ochsenwagen kamen“, aber sehr bald auch die Mennos, um sich „zurechtmachen“ zu lassen, schreibt Katharina. In diesem Zusammenhang zitierte sie oft den Spruch: „Tue ich es gerne, so wird's mir gelohnt...“. Sie bemühte sich also, diese Arbeit als einen Dienst an den Mitmenschen anzusehen und ihn gerne zu tun und die Leute dabei zu segnen. Manchmal wurde sie in ein entferntes Dorf geholt, dort blieb sie einige Tage und die Leute aus der Nachbarschaft, die „tonicht“ waren, kamen zu ihr, um bei ihr Heilung zu finden. „Tonicht sein“ (kaputt sein) bedeutet nach Dr. Epp, „alles was nicht in Ordnung

ist - körperlich, seelisch und geistlich - und sich dann irgendwo als Ungemach am Körper zeigt“.

Konkurrenz von Ärzten gab es in den ersten zehn Jahren nicht. Die Militärärzte, die zeitweilig in der Kolonie Fernheim arbeiteten, respektierten Frau Epp in ihrem Beruf. Probleme in der Ausübung tauchten erst auf, als „amerikanische Ärzte“ kamen, die Katharinas Wissen, ihre Dienste und Erfolge in Frage stellten. Es gab jedoch Leute, die in vielen Hinsichten die Arbeit von „Dr. Eppsche“ höher einstufen als die des Arztes. Der Arzt kann operieren und Wunden nähen, aber „Trachtmoaki“ kann „Dr. Eppsche“. So hieß es. Hier ein Beispiel: Eine Frau kam zum Arzt, nachdem sie diesen lange gemieden hatte. Bewundernd stellt der Arzt fest: „Sie sehen ja recht gut aus“. Die ehemalige Patientin: „Ja, ich habe mich von Frau Epp ‚zurechtmachen‘ lassen“. Frau Harder aus Menno erinnert sich, dass sie Anfang der 40er Jahre mit ihrem siebenjährigen Sohn, der einen Oberarmbruch erlitten hatte, zu Frau Epp gefahren sei. Frau Epp habe sie aber zum Arzt nach Filadelfia geschickt. Der Junge musste zehn Tage im Krankenhaus bleiben und kam dann mit dem eingegipsten Arm zurück. Der Arm blieb steif, der Junge konnte ihn nicht bewegen. Frau Harder fuhr zu Frau Epp zum „Trachtmoaki“, die den Arm massierte und mit zusätzlichen schmerzvollen Bewegungsübungen in wenigen Tagen völlig herstellte. Ähnliche Geschichten zirkulierten in den Kolonien. Solche Vorfälle wirkten einerseits befriedigend auf Frau Epp, andererseits verschafften sie ihr zusätzliche Konflikte und Zweifel.

Als Dr. Dollinger nach Filadelfia kam, erlebte Frau Epp eine innerliche Befreiung. Dr. Dollinger gab Frau Epp volle Anerkennung in ihrer Arbeit und lud sie zur Mitarbeit ein. Dazu muss hier noch einmal gesagt werden, dass Frau Epp eine Meisterin im Einrenken von ausgekugelten Gelenken und verrenkten Sehnen war. Gerade auf diesem Gebiet suchte Dr. Dollinger Frau Epps Mitarbeit. Aber auch im Massieren unterstützte Dr. Dollinger Frau Epp. So schenkte der Arzt ihr ein neues Buch über Massage.¹ Frau Epp war glücklich. In diesem Buch fand sie ihre Art zu massieren wissenschaftlich und medizinisch bestätigt, und sie fühlte sich befreit. Sie schreibt, dass Dr. Dollinger ihr geholfen habe, ohne Zwiespalt und ohne Gewissensbisse mit Freuden „Trachtmoakaschi“ zu sein.

Wie gesagt, Frau Epp war Meisterin im Einrenken verrenkter Gelenke, Knochen und Sehnen. Sie selber nennt einige Fälle und erwähnt dabei, wie die Patienten

¹ Elisabeth Dicke, *Meine Bindegewebsmassage*. Stuttgart 1957, heute im Besitz ihres Sohnes Dr. Hans Epp.

sich immer wieder wunderten, wie die Eingriffe so schnell und oft fast schmerzlos verliefen. Sehr oft sagten die Patienten, während Katharina die Arbeit tat: „Jetzt bin ich zurecht, ich spüre es“, etwa wenn sie einen verrenkten Fuß mit einigen handfertigen Griffen „zurechtmachte“.

Hier ein Beispiel von ihr selbst erzählt und beschrieben: Eines Tages wird ein großer, starker junger Mann mit offenem Mund zu ihr ins Haus gebracht. Er war so hoch, dass sie meinte, er wäre wahrscheinlich der höchstgewachsene Mann in Menno. Er konnte seinen Mund nicht schließen, weil sein Unterkiefer ausgekugelt war. Mit ein paar geschickten Griffen hatte Frau Epp den Unterkiefer wieder eingerenkt. Der Mann erzählte ihr dann, sie hätten am Tag zuvor ein Schwein geschlachtet. Ein paar Freunde wären bis in den späten Abend geblieben. Er habe stark gegähnt und dabei sei es geschehen. Er wäre schon auf zwei Stellen gewesen, die Sache zurechtmachen zu lassen. Ohne Erfolg, nur noch mehr Schmerzen. Nun staunte er, dass alles so schnell und schmerzlos gegangen war.

Hierzu ein persönliches Erlebnis aus dem Jahr 1955. Ich war vom Pferd gefallen und mein Unterkiefer war ebenfalls ausgekugelt. Glücklicherweise war gerade Tante Tina, Frau Epp, bei uns in Einlage, Neuland, zu Besuch. Sie fühlte zunächst von außen, um festzustellen, wo der Schaden saß, steckte dann zwei der Finger ihrer rechten Hand tief in meinen Mund – das war nicht angenehm, schob und drückte dann zugleich mit der linken Hand am Unterkiefer und damit war die Sache in Ordnung und ist bis heute so geblieben.

Katharina Epp als Hausfrau und Mutter

Katharina hat sich im Dienst für andere aufopfernd hingegeben. Dass die Familie darunter gelitten hat, darf niemanden wundern. Die Kinder hätten ihre Mutter gerne öfter zu Hause gehabt. Sie fühlten sich vernachlässigt und litten darunter. Hans, ihr Sohn, schreibt: „Die Hausfraurolle übte sie wegen der chronischen Müdigkeit aus ohne Freudigkeit, doch mit aufopferndem Verantwortungsbewusstsein und sehr zäher Selbstdisziplin; viel, viel Arbeit wurde getan in langen Tages- und Nachtstunden“.

Als die Last der Arbeit nachließ, sie älter wurde und über ihr Leben nachdachte, quälte sie diese Nachlässigkeit ihren Kindern gegenüber. Es besteht kein Zweifel, sie liebte ihre Kinder inniglich. So schrieb sie einmal in ihr Tagebuch:

„Möchte kurze Skizzen aus meinem Leben machen, die für mich wohl kaum Bedeutung finden. Doch wünsche ich, dass, wenn meine Kinderchen vielleicht nach vielen Jahren, wenn's Mutterherz lange den letzten Schlag getan hat, die Hand, die jetzt schreibt, schon vermodert; wenn sie diese Zeilen lesen, dass ihnen dann Heimatluft, Mutterliebe aus ihren unschuldigen Kindertagen entgegen wehen möchte.“ Diese Worte schrieb sie am letzten Weihnachtstag, dem 27. Dezember 1936, nachdem sie recht wenig Zeit für die Kinder gehabt hatte. Damals feierte man nach russischer Sitte drei Tage Weihnachten, den 25. bis 27. Dezember.

Hans, ihr Sohn, beschreibt „die Routine,“ wie Mutter sie, wenn sie zu Hause war, zu Bett gebracht hat: „Dies war die Routine: Füße waschen, ins Bett kriechen, eine ‚liebe Heiland Geschichte‘ von der Mama am Bett, einen Kuss und einige Liebesklapse, die Kerosen- oder Öllampe aus und ‚ab ins Posenland‘ (schlafen)“. Und weiter schreibt Hans: „Sie liebte Gedichte, und manch Gedichtchen haben wir so nebenbei von ihr auswendig gelernt“. Und dann heißt es auch: „Sie war mit Gott sehr ehrlich im Beten, und was sie von ihm erbat, das erwartete sie auch. Sie verstand es, mit uns Kindern kindgemäß um Heilung für uns und andere zu beten. Besonders wenn es um kranke Indianerkinder ging, betete sie gerne mit uns für deren Gesundheit, und informierte uns nachher auch, wie es weiter ging“.

Über seine „schönsten Kindheitserinnerungen“ mit seiner Mama berichtet Hans, ihr Sohn:

In den Volksschuljahren hat sie an vielen Sonntag Nachmittagen, um mehr Schabernack auf den Straßen vorzubeugen, für ein bis zwei Stunden uns und unseren Freunden Geschichten erzählt. Dass die Nachbarkinder gerne dabei waren, zeigt, dass sie eine sehr gute Geschichtenerzählerin war. In einem Jahr hat sie uns monatelang eine äußerst spannende Karl May Geschichte vorgelesen.

Sie liebte uns Kinder sehr, und trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, konnte sie uns auch loslassen, wenn es um unsere weitere Zukunft ging. Als ich anno 1950 mit 13 Jahren zum ersten Mal nach der weit entfernten Hauptstadt Asunción zum Studium fuhr, gab sie mir noch einen Klaps auf den Allerwertesten, als ich auf den kleinen Ford Cuatro kroch für die Reise zur ‚Endstation‘. ‚Aufwiedersehen, Hans!‘, und das war es. Eine Nachbarin, die mit dabei gestanden hatte, sagte nachher:

„Oba Taunte Apsche, woo kjä jie daut!“ („Aber Frau Epp, wie kannst du das!“)

Abends spät, wenn die Kinder friedlich schliefen, ging sie oft an ihr Bett und betete für ein jedes und segnete sie. Trotzdem litt sie im Nachhinein darunter, dass sie so wenig Zeit für die Kinder hatte. Nach der Gehirnverletzung (Autounfall 1962) war sie nicht mehr so fähig, Dinge zu verarbeiten, und sie litt unter Depressionen. In solchem Zustand schrieb sie am 2. Februar 1964: „Mir ist so angst, die Kinder werden merken, daß ich unnormal bin! Wie oft habe ich sie falsch verstanden, behandelt... weil ich keine Zeit für sie hatte... Ich bete, oh Gott mein Vater, *erbarme dich meiner*.“ Bei einer anderen Gelegenheit liest man die folgenden, selbst beschuldigenden Worte: „Wenn ich nach Hause kam – nachts oder nach Tagen – dann ging ich am ersten ins Kinderzimmer, dann erst kam Papa dran!... Meine Kinder habe ich mehr geliebt als den Papa“.

Ihr Bedauern, ihre Familie vernachlässigt zu haben, kommt auch aus folgenden Worten zum Vorschein: „Wenn ich zurückdenke, dann habe ich manche ärztliche Arbeit mit Erfolg tun können; sie ist mir nicht gedankt, nicht bezahlt worden. Im Gegenteil hat meine Familie darüber arg gelitten. Das ist es, was mich heute so unglücklich macht. Mir scheint, ich habe viel mehr getan, wie manch einer, der sich brüstet wie ein fetter Wanst“ (Filadelfia, den 26. September 1965).

Dann wieder findet sie Trost in Worten der Bibel oder in Aussprüchen treuer Gottesmänner. So macht sie sich folgende Worte D. Bonhöfers zu eigen: „Ich glaube, dass auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind, und dass es Gott nicht schwerer ist mit ihnen fertig zu werden als mit unseren vermeintlichen Guttaten“.

Katharinas Rückblick auf ihr Leben: Kämpfe und letzte Tage

Jeder Christ, der sein Glaubensleben ernst nimmt, geht durch Zweifel und Glaubenskämpfe. Diese gehen vielfach Hand in Hand mit den Lehren und Praktiken der Gemeinde in der man Glied ist. Recht jung, mit 13 Jahren, ließ Katharina sich taufen und wurde Glied der Mennoniten Brüdergemeinde. Nun „stürmte die ganze Wucht der Versuchungen auf mich ein“, schreibt sie, verursacht, von heutigem Standpunkt aus gesehen, durch zu gesetzliche Forderungen seitens der Gemeinde. Ein enger gesellschaftlicher Verkehr mit „Nichtgläubigen“ und solchen aus der Mennonitengemeinde sollte nicht gepflegt werden. Das brachte

Katharina in schwere Kämpfe bzw. „Versuchungen“, wie sie es nennt, denn ihre Freundinnen gehörten entweder noch nicht zur Gemeinde oder zur Mennonitengemeinde. Mit diesen Konflikten wird der junge Mensch oft nicht fertig, aber er akzeptiert sie als Versuchungen, denen man widerstehen muss.

Starke Betonung wurde in der Gemeinde auf Glaubensgewissheit gelegt. Zu dieser frohen Gewissheit konnte Katharina lange nicht kommen und das trübte ihre Lebensfreude bis in die 50er Jahre ihres Lebens, bis sie sich schließlich dazu fand, dass die Erlösung in Gottes Hand und nicht von des Menschen guten Taten abhängig ist. Innere Konflikte verursachte ihr auch ihre Rolle als „Zurechtmacherin“, bis Dr. Dollinger ihr darin zurecht half wie oben zur Genüge beschrieben.

Mit ihren physischen Begrenzungen im Alter tauchten Fragen in Bezug auf den Wert ihres Lebens und Dienstes auf, ja es kam zu Depressionen. Sie fragte sich, was für einen Sinn das Leben noch hatte: „Was tu ich noch auf der Welt“. Anschließend zitierte sie einen Dichter: „Ich kann nicht singen und scherzen mehr, ich kann nicht sorgen und schaffen mehr schwer“. - „Ich mach alles falsch...“, schreibt sie weiter.

Doch ihren Aufzeichnungen zufolge hat sie dann wieder Ruhe und Frieden gefunden. An ihrem 50. Hochzeitstag, dem 22. November 1979, schrieb sie: „Unser Hochzeitstag ist heute, viel, viel schöner als vor 50 Jahren. Wir leben in Ruhe und Frieden ohne Sorgen, ... Von allen Seiten war der Herr um mich und hat seine Hand über mir gehalten. Er war mein Führer, und wenn ich mal nicht so wollte wie Er, so hat Er mir Zaum und Gebiss angelegt und Er ist mit mir zum Ziel gekommen. Er führt mich auf rechter Strasse...“

Im Rückblick erscheinen ihr auch die ganz schweren Jahre - die ersten zehn Jahre im Chaco - als schöne Zeiten. Alles Schwere der Vergangenheit sieht sie in einem neuen Licht: „Heute noch, wo ich alt bin, wundere ich mich, wenn alte Leute sagen, sie möchten gerne dies Leben noch einmal leben. Ich nicht. Was habe ich geweint, gebetet, gekämpft?! Eines ist mir aber ganz sicher, mich hat die Hand Gottes durchs Leben geführt. ...“ und dann kommt sie wieder auf den Spruch von dem Zaum und Gebiss. Als Bestätigung betont sie dann wiederholt: „Im Rückblick auf mein ganzes Leben muss ich sagen, mein Leben war vorbestimmt. Die liebende Hand Gottes war über mir und Er hat mich gehalten. Seine Hand war stärker als mein Wille. Auch hat er mir Zaum und Gebiss ins Maul legen müssen, wenn ich nicht gehen wollte. Heute, im Rückblick, sind die dunkelsten Tage in meinem Leben ganz Licht.“

Katharinas Tage und Jahre eilen dahin, und schließlich heißt es nach vielen Kämpfen: „Jetzt klappe ich die Vergangenheit zu. Bin glücklich! Es kommt der Tag, wo jeder vor dem Richterstuhl Christi stehen wird.“ Leider schob sich dieser Tag für sie weiter hinaus, als ihr lieb war. Am 30. Januar 1981 erlitt sie einen Oberschenkelbruch und konnte seitdem nicht mehr gehen. Seit Ende 1981 konnte sie auch nicht mehr sprechen. Tochter Anita schreibt:

In dieser Zeit haben Iris [ihre Tochter, zwei Jahre alt] und ich sie besucht. Mama war ganz gelähmt und konnte nicht sprechen. Sie hatte uns sehnlichst erwartet und weinte Freudentränen! Viele Freunde aus der Mennokolonie kamen sie besuchen. Sie kuckte sie an und dann huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie erkannte sie alle. Wir konnten ihr viel erzählen und sie hörte aufmerksam zu. Es lag so ein friedliches Leuchten auf ihrem Gesicht. Viele sagten: „Wir kamen um zu trösten und sind selbst getröstet!“

Fast vier Jahre musste sie völlig gepflegt werden. Tochter Käthe hat diesen Dienst mit viel Liebe und aufopfernder Hingabe getan. Am 15. Oktober 1984 war dann der Tag ihrer endgültigen Erlösung gekommen.

Rückblickend darf ihr zu Ehren gesagt werden: Ihr Leben war gekennzeichnet von einem segnenden Dienen und einem gesegneten Dienst. In ihrem Esszimmer in Karlsruhe, Nr. 16, hing der folgende Wandspruch, der Katharinas Lebenseinstellung charakterisiert:

„Hände, die in Liebe Gutes tun
Hände, die schaffen und niemals ruh'n
Hände, die liebend Strauchelnde halten
Hände, die fromm zum Gebet sich falten
Hände, die dankend zu Gott sich erheben
Menschenhände, so braucht sie das Leben.“

Bibliographie

(Der obige Aufsatz gründet im Wesentlichen auf den Aufzeichnungen von Katharina Ratzlaff Epp sowie denen ihres Mannes und ihrer Geschwister und weiter auf persönlichen Erinnerungen ihres Bruders Heinrich und ihrer Kinder. Zusätzliche Information über die jeweiligen Zeitverhältnisse und vor allem über die

abenteuerliche Reise von Russland nach Paraguay findet der interessierte Leser in der nachfolgenden Bibliographie als weiterführende Literatur).

- Breuninger 2004 = Breuninger de Guenther, Regine. *Geburtshilfe in der Anfangszeit der Kolonie Menno: Von der Ansiedlung 1927/28 bis zur Entstehung des Krankenhauses Ende der 1940er Jahre*. Herausgegeben vom Geschichtskomitee der Kolonie Menno, Loma Plata, Paraguay 2004, (Dr. Epp'sche“, S. 35).
- Epp 1992 = Epp, Johann. „Die Ansiedlung der Charbiner“. *Mennoblatt*, 16. Juni 1992, S. 6-7.
- Epp 1937 = Epp, Katharina. „Über ein Kleines“. *Mennoblatt*, Mai – Juni 1937, S. 5.
- Fast 1956 = Fast, Gerhard. *Im Schatten des Todes: Erlebnisbericht aus Sowjet-russland*. Regehr's Printer, Winnipeg, Kanada, 1956.
- Fast o.J. = Fast, Gerhard. *In den Steppen Sibiriens*. Rosthern, Saskatchewan, Kanada, o. J.
- Friesen/Loewen 1942 = Friesen, Abram und Loewen, Abram J. *Die Flucht über den Amur: Ein mennonitisches Dorf flüchtet (1930) aus dem sowjetrussischen Sibirien in die chinesische Mandschuraj*. Echo-Verlag, Steinbach, Manitoba, Kanada [1942].
- Friesen/Loewen 2001 = Friesen, Abram und Loewen, Abram J. *Escape Across the Amur River*. Übersetzt von Victor G. Doerksen. Echo Historical Series. CMBC Publications und Manitoba Mennonite Historical Society, Winnipeg, 2001.
- Friesen 1980 = Friesen, Cornelius W. „Eine dankbare Anerkennung“. *Mennoblatt*, 16. Juli 1980, S. 5-6.
- Gerber 1992 = Gerber, Olga. „Die Auswanderung der Sibiriendeutschen in den Jahren 1929-1930“. In: Meissner/Neubauer/Eisfeld 1992 = Meissner, Boris; Neubauer, Helmut; Eisfeld, Alfred (Hrg.). *Die Russlanddeutschen: Gestern und heute*. Markus Verlag Köln, 1992.
- Harms 1998 = Harms, Wilmer A. *The Odyssey of Escapes from Russia. The Saga of Anna K.* Hearth Publishing, Hillsboro, Kansas, 1998.

- Hildebrand 1952 = Hildebrandt, J. J. *Sibirien: Übersicht über Sibirien und die Gründung der Mennonitensiedlungen in Sibirien*. Im Selbstverlag, Winnipeg, Kanada, 1952.
- Hildebrand 1984 = Hildebrand, Peter. *Odysee wider Willen*. Heinz Holzberg Verlag – Oldenburg, 1984.
- Klaube 2000 = Klaube, Manfred. „Die Mennoniten-Dörfer im Amurgebiet: Verlauf und Entwicklung der letzten größeren deutschen Mennonitenkolonisation“. In: *Forschungen zur Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen*. 10. Jhrg. 2000.
- Mennoblatt, Juni 1932
- Mennonitische Volkswarte 1936 = *Mennonitische Volkswarte*, 2. Jhrg, Nr. 22, Oktober 1936, Steinbach, Manitoba, Kanada.
- Klassen 2004 = Klassen, Peter P. *Frauenschicksale: Mennonitische Frauen auf der Wanderung, Flucht und Ansiedlung*. Sonnentau Verlag, Deutschland, 2004, („Frau Katharina Epp“, S. 75).
- Krahn 1955 = Krahn, Cornelius. „Amur“. *The Mennonite Encyclopedia*, I, 1955, S. 111-112.
- Quiring 1938 = Quiring, Walter. *Russlanddeutsche suchen eine Heimat: Die deutsche Einwanderung in den paraguayischen Chaco*. Heinrich Schneider, Karlsruhe, 1932.
- Ratzlaff 2004 = Ratzlaff, Gerhard. *Vater Abram: Von der Ukraine über Sibirien und China nach Paraguay und Kanada. Eine mennonitische Lebensgeschichte*. Im Selbstverlag, Asunción, Paraguay, 2004 („Vater Abram“, Bruder von Katharina Epp).
- Toews 1973 = Toews, John B. „The Mennonites and the Siberian Frontier (1907- 1930)“. *Mennonite Quarterly Review*, Jhrg. 47, 1973, S. 83-101.
- Toews 1979 = Toews, John B. „Die Flucht der Russlanddeutschen Mennoniten nach China“. In: *Mennonitische Geschichtsblätter*, 1979.
- Toews 1982 = Toews, John B. *Czars, Soviets & Mennonites*. Faith and Life Press, Newton, Kansas, 1982, Kapitel 10: „Flight to China (1929-34)“, S. 135-150.

- Unrau 1987 = Unrau, Ruth. „Eine starke Frau im Chaco: Katharina Ratzlaff Epp 1902 - 1984“. *Der Bote*, Nr. 41, 4. November 1987, S. 10 und 12. Übersetzt aus dem Englischen von Ingrid Janzen Lamp.
- Unruh 1966 = Unruh, Benjamin H. *Fügung und Führung im Mennonitischen Hilfswerk 1920 – 1933*. Mennonitischer Geschichtsverein e.V. Weiherhof, 1966.
- Wiebe 1970 = Wiebe, Rudy. *The Blue Mountains of China*. William. B. Erdmans Publishing Company, Grand Rapids, Michigan, 1970.
- Willms 1960 = Willms, H. J. *Vor den Toren Moskaus: Gottes gnädige Durchhilfe in einer schweren Zeit*. Herausgegeben vom Komitee der Flüchtlinge unter Mitarbeit von Rev. C. C. Peters, Abbotsford B.C., Kanada, 1960.